Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 4

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Hölderlins Nachruhm

Friedrich Hölderlin ist vielleicht in der Geschichte der stärkste Fall von gänzlicher und langer Verkennung eines Grössten. Es ist, als ob das furchtbare Leiden des Dichters an seiner Erfolglosigkeit, welches er in trüben Augenblicken als volles Dementi all seines Strebens und Gestaltens empfand (vgl. die Briefe an die Mutter aus dem Jahre 1799) noch über seinen geistigen und dann körperlichen Tod hinaus hätte gerechtfertigt werden sollen. Je missbräuchlicher aber mit dem seltenen Sachverhalt einer solchen völligen Verkennung geschaltet zu werden pflegt, desto fruchtbarer ist es, Geschichte und Psychologie desselben nun einmal gründlich zu untersuchen. Das tut Werner Bartscher in seinem Buch „Hölderlin und die deutsche Nation; Versuch einer Wirkungsgeschichte Hölderlins" (Berlin, Junker und Dünnhaupt). Die Art, wie Bartscher seinen Stoff behandelt, liegt uns nicht eben nahe. Jede rein soziologische Betrachtung des Geisteslebens scheint uns doch von einem zwar nicht unwesentlichen, aber letztlich ihm eher äusserlichen Gesichtspunkte auszugehen. Ob es sich dabei um soziale Kategorien handelt oder um völkische, kommt grundsätzlich auf dasselbe hinaus. Auf jeden Fall ist die Dichtung rein als völkische Wirkungs- und Erziehungsmacht genau so in ein fremdes Joch gebeugt, wie in jeder andern politischen Abzweckung. Die durchgängige Herausstellung dieser Beziehung lässt sich allerdings von dem verdienstlicherweise hier versammelten hochinteressanten Stoff leicht ablösen, und dasselbe gilt von dem leider recht saloppen Stil der Darstellung und den wenig wissenschaftlich wirkenden reichlichen und bis dreifach gebündelten eingeklammerten Ausrufungs- und Fragezeichen des Autors inmitten seiner Zitate.

Zu Hölderlins geistigen Lebzeiten kommen die einigermassen hinlänglich schätzenden Urteile über seine Dichtung hauptsächlich von kleinen unbekannten Geistern. Ja im Grunde war es einzig die schlichte Diotima, die schreiben konnte: „Wenige sind wie du. Und was jetzt auch nicht wirkt, bleibt sicher für künftige Zeit". Was das an Ernst umschliesst, ermisst man, wenn man auf sich wirken lässt, welcher widerstandslose Druck von Bergeslasten auf jedem ihrer überlieferten stillen Worte liegt. — Die Grossen wie Schiller und Goethe bewegten sich in der seltsamsten Blindheit gegenüber dem neuaufsteigenden Genius. In dieser Hinsicht scheint die Literaturwissenschaft Moden zu unterliegen; die neueste ist, dürfen wir Bartscher glauben, die, Goethe von der Schuld dieser Verblendung möglichst zu befreien und Schiller damit zu belasten. Uns scheint in den vorliegenden Zeugnissen kein Anhalt dafür gegeben. Will man schon einen Unterschied machen, so

hat Schiller wenigstens um Hölderlin gekämpft („ich werde ihn so spät wie möglich aufgeben"), wenn auch nicht sehr lange. Goethe dagegen, der damals schon seiner Idiosynkrasie gegen alles nicht klassisch Gedämpfte zu unterliegen begann, glaubt bei Hölderlin „eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mässigkeit" zu erkennen, der allerdings „ein Mangel an Fülle, Stärke und Tiefe" gegenüberstehe — und bleibt damit beziehungslos fern von Hölderlins Wesen. Auch Hegel erhält seitens des Verfassers bittere Vorwürfe, weil er nichts für das Andenken des sehr geliebten Jugendfreundes getan hat, obwohl man in den zwanziger Jahren mehrfach mit solchen Anregungen an ihn herantrat. Aber damals hatte er bereits „das Herz zum Grabe des Herzens gemacht" und hat niemanden mehr hinter die Fassade des bitteren Hasses gegen alle vorgedrängte oder auch nur blossgelegte Individualität blicken lassen, welcher er mit tiefsinniger Doppeldeutigkeit eine „Vereitelung der Wahrheit" (Phänomenologie, Einleitung) zuschrieb. Versuchen wir dennoch hier eine wenigstens mögliche Erklärung, so wäre es nicht schwer, einen so tiefen Gegensatz des geistigen Schicksals und der Entscheidung dafür schon zwischen den beiden Jünglingen aufzudecken, dass Hegels spätere Teilnahmslosigkeit nicht mehr rätselhaft bliebe. Hölderlin war Heide in gewaltiger Grundsätzlichkeit. Der leidenschaftliche Hass gegen das Christentum, der z. B. in der zweiten Szene der ersten „Empedokles"-Fassung ausbricht, beweist das nur äusserlich und verneinend. Wesentlicher zeigt sich sein Heidentum darin, dass es für ihn nur Gegenwart oder Verlust des Göttlichen gibt; das Mittlertum, welches die Leere überbrücke, ist ihm unbekannt. Er kennt nur die Götterfülle des frühen Lebens, die herrlich aber unstillbar strömende Klage um seinen Verlust, und das Zurückstreben hinter diesen. Soweit in den späten Hymnen der Versuch vorliegt, über dies Entweder-Oder zu einer objektiveren Parusie hinauszukommen, war es von Hegel kaum zu verlangen, um diesen Versuch zu wissen. Nicht nur war wenig davon gedruckt, noch weniger nach korrektem Text, abermals weniger verstanden. Sondern welche Brücke hätte von dieser Welt zu Hegels leidenschaftlichem Vernunftglauben führen sollen — von dieser Welt, in der anfangs noch Trümmer von Tempeln und Bildwerken von der wieder vordringenden grenzenlosen Natur überwuchert werden, dann die machtvolle pindarische Gelöstheit des tieferen Seinsflusses Blöcke einer äussersten Schau umspült und sich schliesslich absatzlos in die ohnmächtige Zerlöstheit der nackten Ideenflucht hinein ergiesst. Nur Geister wie die grossen Romantiker, welche Sinn für Gefährdung und deren Gestaltwerdung hatten, konnten hier dem Verständnis Bahn brechen. — Hegel war von einer ähnlichen radikalen Grundstellung des Entweder-Oder ausgegangen. Aber frühzeitig hatte er sich zu einem Christentum von derselben gewaltigen Grundsätzlichkeit entschlossen, zur Bejahung des Sturzes aus der ersten Vollkommenheit, des Selbstverlustes, des Voranstrebens in diesen und über ihn hinaus, des Ja-sagens also zum Laufe der Welt — wie sie nie grösser und (ganz

vorwiegend) unkompromisshafter vorgenommen worden ist. Diese Richtung des Denkens und Lebens heisst ihm wesentlich christlich — und ist es wohl auch an sich. Wie hätte er da Hölderlin als Moment seines Gedankenbaues begreifen können? Hegel konnte gegenüber allem, das sich letzlich nicht einfügte, von grossartiger Ungerechtigkeit sein, und vielleicht hatte er auf Grund einiger Augenblicke klaren Bewusstseins von der Tragik seines Standpunktes mehr Recht dazu als Goethe, dem es gewöhnlich ohne Feilschen zugebilligt wird.

Allein schon dies Versagen der grossen Klassiker sollte die Literaturwissenschaft in einer andern Modeeinstellung ein wenig beirren, nämlich Hölderlin so radikal wie möglich von jeder Romantik zu scheiden. (Bereits 1846 schrieb dagegen ein Kritiker, es sei Hölderlin der von Goethe als unmöglich bezeichnete Versuch geglückt, Klassik und Romantik zu vermählen.) So gewiss Hölderlin im Gegensatz zu früheren Einordnungen — trotz seiner echt romantischen alles beherrschenden Trauer um die entschwundene Lebensinständigkeit — keinesfalls einfach als Romantiker zu bezeichnen ist, so kann die schon erwähnte Tatsache, dass gerade die Romantiker seine Grösse zuerst und lange Zeit allein erkannten, unmöglich ohne tiefere Bedeutsamkeit sein. A. W. Schlegel war überhaupt der erste namhafte Geist, dem anhand einiger Gedichte etwas davon aufging. Ihm folgten F. Schlegel, Tieck, Brentano. „Sie wiesen Hölderlin", heisst es in einem Brief Sinclairs, seines treusten Freundes, „eine der ersten Stellen unter den Dichtern Deutschlands zu... Sie erklärten einige seiner Hymnen für das Höchste in ihrer Art in der ganzen Poesie". Brentano schrieb 1807 an den Maler Runge: „Niemals ist vielleicht hohe betrachtende Trauer so herrlich ausgesprochen worden. Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzt sein apokalyptischer Stern Wermuth wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindung... Besonders ist die „Nacht" klar und sternenhell und einsam und eine vor- und rückwärtsstönende Glocke alter Erinnerung; ich halte sie für eins der gelungensten Gedichte überhaupt". Und 1816 an Luise Hensel über dasselbe Fragment: „Hier fällt mir das liebste Gedicht ein, das ich kenne. Es ist das einzige dieses Dichters, das eine magische Gewalt über mich hat; es gibt mir Frieden und spannt einen Himmel über mich aus, unter dem ich liege, wie ein Kind im Schosse der Mutter unter ihrem Herzen, mit keinem Schmerz als dem des Lebens überhaupt".

Ihnen folgte Arnim, der bereits, wie auch Brentano, eine christliche Umdeutung Hölderlins anstrebte, sowie Görres. Von den letzten Hymnen sagte dieser, dass darin ein Adler krampfhaft mit den geknickten Flügeln schlage, den die bösen Buben hetzen, der aber noch immer zur Sonne hinan will. — Die Beeinflussung Arndts durch Hölderlin ist neuerdings sichergestellt worden. Wir würden aber dabei weniger an das Politisch-Nationale denken als an die hymnische Sprache und

Betrachtungsweise der mehr weltbürgerlichen Periode Arndts, für die „Germanien und Europa" kennzeichnend ist. Später fand der sonst schnell und tief in Vergessenheit fallende Hölderlin einen eher unerheblichen Anhang im schwäbischen Bereich, welcher zum Teil nicht ohne lokalpatriotische Beweggründe war. Uhland lobte den „Archipelagus", Schwab stellte Hölderlin neben Goethe, während Mörike sich eher ablehnend und verständnisarm zeigte. Johannes Scherr nannte Hölderlin einen der grössten Lyriker, darin Goethe und Schiller ebenbürtig, Shelley verwandt. Aehnlich schrieb 1867 ein Franzose, der erste Ausländer, der in wesentlicher Weise von Hölderlin Notiz nahm. Sonst aber breitete sich mit dem fortschreitenden 19. Jahrhundert eine gewisse kalte Nichtachtung Hölderlins aus, die sich mit völligem Ignorieren in die betreffende Meinung jener Nachwelt teilte. Ein Beispiel für viele: der Literarhistoriker Gödeke schrieb damals von dem „Kleinlich-Geschraubten" des Hölderlin'schen Stils. Entsprechend dem Erfolgsgeiste des herrschenden Bürgertums warf man Hölderlin mit verletzendem Mitleid sein Scheitern vor, das man auf Willensschwäche, Humorlosigkeit (tatsächlich), Wirklichkeitsflucht, Lebensuntüchtigkeit, allgemeine Krankhaftigkeit zurückführte. Auch die heftigen, aus blutender Liebe geborenen Angriffe auf Deutschland am Ende des „Hyperion" verübelte man ihm mächtig. Wenn diese Angriffe übrigens auch sicherlich einige im Negativen spezifisch deutsche Züge treffen, so ist bei dem Versuch, mit ihnen politische Tagesleidenschaften abzureagieren, Behutsamkeit anzuraten. Denn da Hölderlin eine nur geringe Kenntnis ausländischer Wesensarten besass, so sind diese Angriffe viel mehr gegen die Menschen überhaupt gerichtet, gegen die Hölderlin als solche allerlei auf dem Herzen hatte; und die Einkleidung in eine Verurteilung des besondern deutschen Charakters war soweit einfach durch den ausländischen Haupt-Schauplatz der Dichtung gegeben, der idealisch gedacht war und auf dem überdies eine breitere Bildungsschicht nicht anzunehmen war. — Auf der andern Seite war es gerade die politische Note, die einen Herwegh zur Begeisterung an Hölderlin bewegte.

Ein höheres Niveau als jene landläufige „realistische" Ablehnung Hölderlins hatte diejenige durch Gottfried Keller, welcher eine Grausamkeit darin sich vielleicht gestatten konnte, weil er sie auch gegen sich selbst beging. Verwandt war Nietzsches Einstellung. In seiner Jugend liebte er Hölderlin leidenschaftlich und mit genialer Erkenntnis seiner Bedeutung. Später glaubte er der angeblichen Gesundheit und und Lebensbemeisterung, die er sich aus dem Mittelpunkte seiner Weltanschauung selbst beilegen musste, eine andere Beurteilung Hölderlins schuldig zu sein. „Hölderlin und Leopardi: Ich bin hart genug um über ihr Zugrundegehen zu lachen... Irgend etwas muss derb und grob sein im Menschen, sonst geht er auf eine lächerliche Weise zu Grunde vor lauter Widersprüchen mit den einfachsten Tatsachen". Immer schwingt in dieser Art Verkennung das Motiv des Selbst-

schutzes mit — gross oder klein, je nach dem Selbst, um das es ging.

Das führt schon gegen das Jahrhundertende hin, wo sich dann die grosse Welle zu heben begann, die Hölderlins Ruhm auf die ihm gebührende Höhe trug. Eine besondere Erwähnung verdient da noch der George-Kreis, welcher Hölderlin ganz für sich und seine Geistesform beanspruchte. Aus diesem Kreis kam Hellingrath, der dem Verständnis der letzten Hymnen Bahn brach, und der nicht minder um Hölderlin verdiente Gundolf, welcher darum trotz seines Judentums von dem sonst streng antisemitischen Bartscher gelobt wird. Aber das heute bereits etwas parfümiert wirkende Sakralpathos des Georgekreises hatte nicht nur positive Wirkungen für das Gedächtnis Hölderlins. Man machte da sein Leben zum Mythos, zur Zeremonie, und, in Ueberkompensation der Fehler des 19. Jahrhunderts, mussten Hölderlins qualvolle Klagen selbst noch Siegesbeweise sein. Sein Vorsatz, das Leben in ihm selbst zu meistern, wurde überhört. Und gerade Kärrner-Geister, die ihm zu Lebzeiten mit sittlicher Ueberzeugung den Eselstritt gegeben hätten, sind jetzt dabei, jedes Zettelchen von seiner Hand heilig zu sprechen. „Encenser ou déchirer, c'est le partage des âmes basses", sagt Rousseau. Aber Hölderlin ist von solch bebender Lebendigkeit, von solch rein aus sich selbst quellender Geistigkeit, dass er immer wieder als Auferstandener jenseits aller Begräbnisse seines vermeintlichen Leichnams durch enge Geister zu finden sein wird, geschehen sie nun als Fortwerfung oder als Einbalsamierung.

Erich Brock

Tolstoy vivant

Maurice Kues: Tolstoy vivant, La Guilde du Livre, Lausanne 1942.

Das Weltunglück des Krieges hat den Namen Dessen, der ihn prophezeite, wieder emporgehoben, sein Werk und seinen Kampf im Bewusstsein der Allgemeinheit zu neuem Ansehen gebracht. Wer Tolstoj war, wie gross seine Bedeutung gewesen ist — wir ermessen es, wenn wir Stimmen hören, wie d e eines Thomas Mann, der in seinem Buche über Goethe und Tolstoj schrieb: „Vieles von dem, was unsre Gegenwart an Missachtung und Vergewaltigung der Menschenwürde hinnimmt, hätte das neunzehnte Jahrhundert sich nicht gefallen lassen, und während der Krieg tobte, habe ich oft gedacht, dass er nicht gewagt hätte, auszubrechen, wenn im Jahre 1914 die scharfen, durchdringenden Augen des Alten von Jassnaja Poljana noch offen gewesen wären." Wir verstehen es noch besser, wenn wir die Worte eines Gerhard Hauptmann hören, der von Tolstoj sagte: „Lebte er heute, so würde er seine Stimme erheben, und s e i n e Stimme würde gehört werden, wo keine andere gehört wird. Und diese Stimme würde zum Frieden rufen, zum wahren Frieden, mit gewaltiger Kraft. Hätten wir doch in unseren Tagen eine solche Stimme!" —

Wenn nun, zweiunddreissig Jahre nach dem Tod des Dichters, plötzlich ein Buch der Erinnerung erscheint, das dem Menschen Tolstoj gewidmet ist, von seiner Herzensgüte spricht, so hat dies nichts Erstaunliches an sich. Tolstoj lebt eben, und nicht nur im Gedächtnis seiner Freunde, sondern in der Gesamtheit der Wirkungen, die von ihm und seinem Schaffen ausgegangen sind. Der Verfasser drückt sein Gefühl sehr glücklich aus, indem er seinem Buch den Titel „Tolstoy vivant" gibt. Tolstoj ist nicht nach Beschluss einer Akademie, sondern im Hinblick auf seine einzigartige Persönlichkeit, seinen exemplarischen Lebenslauf und sein immenses Werk, das der ganzen Menschheit gehört, ein Unsterblicher zu nennen.

Das Buch selbst bringt nicht viel Neues. Das grosse Erlebnis des jungen Schweizers in Russland, wo er als Erzieher eines der Enkel Tolstojs wirkte, war ein nur wenige Wochen dauernder Aufenthalt in Jassnaja Poljana, wo es ihm vergönnt war, den Greis Tolstoj von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit ihm einen Händedruck zu tauschen und seine Stimme zu hören, die nur wenige Monate später für immer verstummte. Er sah ihn dann wieder als etwas Schneeweisses im blumenumkränzten Sarg. Aber diese zwei Momente prägten sich tief in das Gedächtnis des Jünglings ein. „Un aveu: j'aime Tolstoy", sagt der Verfasser im Vorwort zu seinem schönen Buch, das von Anfang bis zum Ende dieses schüchterne und stolze Geständnis erhärtet.

Aber nicht all und jedes ist zu loben in diesem Buch, das auf die Erinnerungen eines sehr jungen, noch nicht fertigen Menschen zurückgeht. Von einem Musiker, der fünfzehn Jahre hindurch im Hause Tolstojs verkehrt hatte und schon damals Professor am Moskauer Konservatorium war, spricht Kues in einer Weise, die peinlich wirkt. „Il était triste comme l'étaient les tolstoïens en général", heisst es da, „long, et de sa personne se dégageait quelque chose de maussade et de définitivement ennuyeux. Il appartenait à la classe de ces virtuoses juifs qui ont un respect plus grand de leur virtuosité que de la musique." Es ist ein bisschen viel, wenn man im Alter von 20 Jahren schon „Klassen" von schlechten jüdischen und guten arischen Virtuosen kennen will.

Auch sonst schiesst der Verfasser häufig übers Ziel hinaus, so wenn er Tolstoj, der alles, auch sein eigenes Wort, cum grano salis zu nehmen verstand, für einen sturen Absolutisten hält, der mit dem Kopf durch die Wand gegangen wäre. Nein, Tolstoj stellte nur immer ideelle Wegweiser auf, die verhindern sollen, dass entgegengesetzte Wege gegangen werden. „Sehen Sie", sagte er einmal zu jenem Musiker, der vor Kues nicht Gnade gefunden hat, „sehen Sie: dort geht ein Mensch, der eine mir gänzlich unverständliche Weltanschauung vertritt; er ist ein Tolstoianer!" Die Tolstoianer gingen allerdings in der Interpretation und praktischen Durchführung der Lehren ihres Meisters, wie sie dieselben verstanden, ziemlich weit. In Jassnaja und Umgebung lebte zur Zeit, als der Schreiber dieser Zeilen sich dort aufhielt, im Winter 1913/14, einer dieser Unglücklichen, Serjoscha Popow, der in

seiner Zerrgestalt wirklich darstellte, was Tolstoj zwar nicht predigte, aber nach der Interpretation seines Jüngers gelehrt haben sollte. Serjoscha war in einen alten, gestreiften, abgetretenen Fussteppich gekleidet, trug das Haar lang, ging immer, auch im Winter, barfuss, immer tropfte ihm die Nase, da er ein Taschentuch für Luxus hielt, nie hatte er auch nur eine Kopeke in der Tasche, er weigerte sich, einen Pass bei sich zu tragen, nannte sich Gottessohn oder einfach Sohn des freien Aethers, alle Menschen waren seine Brüder, er tötete kein noch so winziges Gottesgeschöpf, wandte keine Gewalt an, selbst wenn er ein Kind vor einem tollen Hund hätte schützen können, kurz: er stand da wie einer, dessen Schicksal es ist, in seiner Narrenrolle zu zeigen, wie die Welt aussähe, wenn alle alles buchstäblich nähmen wie er.

Tolstoj hätte, nach jener Lehre, die ihm von manchen seiner Ausleger zugeschrieben wird, im Jahre 1905, als die Japaner über die Russen siegten, gutmütig dazu lächeln müssen („widersetze dich dem Eindringling nicht mit Gewalt", „überwinde ihn durch Sanftmut" etc.); er aber (so berichtet der von Kues perhorreszierte russische und übrigens arische Komponist in seinem zweibändigen Werk über Tolstoj) freute sich über jede Niederlage der Japaner und litt in seinem Stolz und seiner Vaterlandsliebe, als Russland sich geschlagen gab.

Ludwig Berndl.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 4 17 85, Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich, Tel. 4 17 85
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60
Printed in Switzerland